

RENATE FEYL | Aussicht auf bleibende Helle

## *Renate Feyl im Gespräch*

*Sie schreiben über bedeutende Frauen der deutschen Geistesgeschichte.*

*Was reizt Sie daran?*

Über Frau und Schönheit, über Frau und Mütterlichkeit ist zu allen Zeiten viel geschrieben worden. Das Thema Frau und Kopf dagegen galt immer als Provokation, weil die Geschlechterrollen über Jahrhunderte feststanden: Der Mann handelt, die Frau liebt. Er ist der Kopf, sie das Herz. Darum reizte es mich, über Frauen zu schreiben, die dieses Schema durchbrochen haben, die auf den Mut zum Eigenen nicht verzichten wollten. Bei all den Frauen meiner Romane habe ich so viel Gegenwärtiges gefunden, daß es eigentlich auch Zeitgenossinnen sein könnten.

*Wie sehen Sie das Verhältnis von Fakt und Fiktion in Ihren Romanen?*

Im Unterschied zu einer wissenschaftlichen Biographie, wo das ganze Leben möglichst lückenlos zu belegen ist und auch noch die Werke gewertet werden müssen, geht es mir darum, ein eigenes Bild zu entwerfen, das diese Frauen wieder lebendig werden läßt. Zwar sind die Fakten durch den äußeren Verlauf des Lebens vorgegeben, aber ich kann andere Prioritäten setzen, kann auswählen, was mich an ihnen interessiert, und das ist genau das, was nicht Geschichte ist.

## *Über die Autorin*

Renate Feyl, geboren 1944 in Prag, aufgewachsen in Jena, studierte nach einer Buchhändlerlehre Philosophie in Berlin und lebt dort heute als freie Schriftstellerin. Im Diana Verlag erschienen neben *Aussicht auf bleibende Helle* auch ihre Romane *Idylle mit Professor* (über Victoria Gottsched), *Die profanen Stunden des Glücks* (über Sophie von La Roche) und *Das sanfte Joch der Vortrefflichkeit* (über Caroline von Wolzogen).

RENATE FEYL

# Aussicht auf bleibende Helle

Die Königin und der Philosoph

Roman

**Diana** Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchneuausgabe 07/2014  
Copyright © 2006 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Copyright © 2008 sowie dieser Ausgabe © 2014  
by Diana Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München  
Umschlagmotiv: © Musee de la Ville de Paris,  
Musee du Petit-Palais, France/Giraudon/The Bridgeman Art Library  
Satz | Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck  
Printed in Germany  
Alle Rechte vorbehalten  
ISBN 978-3-453-35784-6

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

Sophie Charlotte erwartete in Lietzenburg den Reichsfreiherrn von Leibniz. Sie freute sich auf ihn, denn er kam von zu Hause, vom Hof zu Hannover, brachte Nachrichten von der Mutter und dem Bruder und war zudem ein Mann von Verstand. Letzteres schätzte sie besonders, zumal man sich neuerdings darin gefiel, auf jede Torheit stolz zu sein. Sie kannte Herrn Hofrat Leibniz von Kindheit an. Er war der Ratgeber ihrer Mutter, auch Herzoglicher Bibliothekar, wurmte sich Tag und Nacht durch die Bücher, korrespondierte mit fast allen großen Gelehrten Europas und verbreitete so ein philosophisches Air. Ständig beschäftigte ihn ein gewichtiger Gedanke, und gerne ließ er andere daran teilhaben. Beim Servieren einer Feigentorte hatte er ihr einmal erklärt, weshalb alle Dinge universell verknüpft sind, ein andermal nach einem Kirchgang das Prinzip seiner Rechenmaschine erläutert, die im Gegensatz zur Pascalschen nicht nur addieren und subtrahieren, sondern auch multiplizieren und dividieren konnte. Bei einem Spaziergang im Park von Herrenhausen begründete er auf amüsante Art, warum Bewegung notwendigerweise aus Bewegung entstehen muß, und selbst den Nutzen der Maul-

beerbäume hatte er ihr mit geradezu glühendem Eifer ans Herz gelegt.

Seit ihrer Heirat an den Berliner Hof vor 16 Jahren war ihr niemand mehr begegnet, der so unterhaltsam über die schwierigsten Materien zu reden verstand. Überhaupt konnte sie hier mit keinem ein Gespräch führen, das nachwirkte und mehr als nur der übliche Wortwechsel war. Die meisten ließen ihre Gedanken in immer derselben Bahn kreisen und kamen nie über die allgemeine Meinung hinaus. Die Interessen konnten noch so weitgesteckt sein – letztlich ging es doch stets um das persönliche Fortkommen, um Posten, Ämter und Aufstieg. Für jeden höheren Zusammenhang fehlte ihnen der Sinn, vom Urteil ganz zu schweigen.

Ihr Gemahl, der Kurfürst von Brandenburg, hatte zwar das große Reich im Blick, verfolgte akribisch die Beziehungen zwischen den Höfen und war unablässig mit politischen Entscheidungen befaßt, aber er sprach mit ihr nicht darüber aus Angst, es könnten ihre Verwandten in Hannover erfahren. In diesen Dingen schloß er sie bewußt aus und hörte allein auf seine Berater. Am liebsten hätte er mit ihr über die Jagd gesprochen, doch davon wollte sie nichts hören. Ihren hirschgerechten Jäger auch nur mit einer Silbe in seiner Waidmannslust zu ermuntern kam für sie nicht in Frage.

Natürlich fehlte es ihr nicht an Gelegenheiten zu reden. In ihrem Audienzzimmer drängten sich die Be-

sucher. Aber sie trugen immer nur Anliegen vor, verfolgten stets einen Zweck, hatten einen Wunsch, eine Bitte, und immer nahm sie entgegen. Es war eine Pflichtkonversation, im besten Falle ein angeregter Austausch von Worten, aber doch nie ein Gespräch. Nichts Zweiseitiges. Nichts, was ihr das Gefühl gegeben hätte, in der eigenen Lebendigkeit und mit den eigenen Gedanken gefordert zu sein. Nichts, wo sie auch einmal etwas von ihrem Wesen und ihren Vorstellungen hätte einbringen können. Immer war sie nur zugegen, mehr nicht. Von morgens bis abends hatte sie sich im Hofwirbel zu drehen, der ihr kaum eine Möglichkeit ließ, auch einmal das zu tun, was sie wirklich tun wollte. Doch das sollte sich nun ändern. Leibniz hätte zu keinem glücklicheren Zeitpunkt kommen können.

Vor kurzem hatte ihr der Gemahl den kleinen Sommersitz, das Schlößchen in Lietzenburg, bauen lassen. Zwar nicht viel größer als ein Gutshaus, aber es war nur eine Meile von Berlin entfernt, recht hübsch an der Spree gelegen, und sie hatte es ganz nach ihren Wünschen einrichten können. Vom Großgeldverwalter Premier Kolbe war ihr für den Hofstaat ein auskömmlicher Etat bewilligt worden, was ihrer Selbständigkeit wohlthat. Hier konnte sie ein anderes Leben führen als im düsteren Stadtschloß mit seinen schweren Augsburger Silberspiegeln, seinen dunklen Räumen und dem steifen Zeremoniell, das jede spontane Regung erstarren ließ. In Lietzenburg war sie frei von

diesen Zwängen. Nicht daß sie hier ein besonders lockeres oder gar windig sündiges Leben führen wollte, aber sie kannte nun mal von zu Hause den freien Hannoverschen Geist, war gewöhnt, über die neuesten Bücher zu reden und sich mit den schönen Künsten und der Wissenschaft zu beschäftigen. Sich diesen Themen zu widmen hielt sie für weit nützlicher, als den Pflichten eines prunkvollen Protokolls zu genügen. Zwar sah sie ein, daß der fürstliche Gemahl auf diese Demonstration seiner Macht nicht verzichten konnte und seine Herrschaft auch wirksam nach außen zu vertreten hatte, aber sie fand, er mußte ja nicht alles derart übertreiben und auch noch seine Familie damit behelligen. Doch jetzt konnte sie endlich einmal zeigen, daß es über die prächtige Etikette hinaus noch andere Möglichkeiten gab, um zum Glanz eines Fürstenhauses beizutragen.

Als sie kürzlich ihre Mutter in Hannover besuchte, hatte Hofrat Leibniz ihr die Idee unterbreitet, eine Societät der Wissenschaften ins Leben zu rufen, um die besten geistigen Kräfte des Landes zu bündeln. Der Vorschlag gefiel ihr. Gebündelte Lichtstrahlen besaßen die doppelte Leuchtkraft. Griff sie diese Idee auf, stand ihr Hof bald in dem Ruf, ein Förderer geistiger Kultur zu sein. Mochte der Gemahl in der hohen Politik auch das einzig Wahre und Wichtige sehen und allem anderen wenig Bedeutung beimessen – sie setzte auf den Geist. Auch wenn sich damit keine imposanten Augenblickserfolge erzielen ließen und keine Lände-



reien zu gewinnen waren –, der Geist schuf seine eigene Größe und eigene Macht und trug vielleicht mehr zum Ansehen eines Landes bei, als sich das drüben im Stadtschloß so mancher Minister vorstellen konnte. Sie sah zwar schon jetzt, wie sie von diesen ausgebrannten Wichtigtuern deswegen still belächelt wurde, aber sie zweifelte keinen Augenblick daran, bei ihrem Gemahl dafür Verständnis zu finden. Schließlich war Kurfürst Friedrich für alles zu haben, was Glanz und Reputation des Hauses Brandenburg vergrößerte. Darum hatte er jüngst auch nicht gezögert, eine Akademie der Künste zu etablieren. Ohne Frage, alles sah hoffnungsvoll aus.

Leibniz fuhr in den Schloßhof ein. Er klappte den Tisch zusammen, den er sich eigens in die Kutsche hatte bauen lassen, um auf längeren Reisen arbeiten zu können. Vor noch nicht allzulanger Zeit hatte er an diesem Tisch auf der Fahrt von Hannover nach Wolfenbüttel das Problem von der Linie des kürzesten Falls gelöst und das Ergebnis dieser Preisaufgabe der Leipziger Gelehrtenzeitschrift *Acta eruditorum* zu gleicher Zeit wie Newton eingesandt, was ihm bis heute eine große Genugtuung bereitete. Doch diesmal waren es sonnensatte, feuchtheiße Maitage, und die Temperatur in der Kutsche regte nicht gerade zur Arbeit an. Nicht mal ein Brief über das Kontinuitätsprinzip war ihm geglückt. Die Allongeperücke, die grand in-folio, die

ihn ein kleines Vermögen gekostet hatte, drückte schwer. Aber ohne Perücke zu erscheinen, wie ein neumodischer honnête homme, der sein eigenes Haar zur Schau trug, eine solche Geschmacklosigkeit mochte er sich und seinen Mitmenschen nicht zumuten. Die Perücke gab dem Mann etwas Würdevolles, und darauf kam es an. Um so mehr, als ihm die Ehre zuteil wurde, von Sophie Charlotte, der Kurfürstin von Brandenburg, zu einem Antrittsbesuch in ihr neues Schloß gebeten zu sein.

Der Wagen hielt. Er stieg aus und erwartete, vom Oberhofmeister empfangen zu werden, doch überraschend stand Sophie Charlotte in Begleitung ihrer Ersten Hofdame vor ihm. Daß sie an die Kutsche kam, war eine ungewöhnliche Gnade und deutete darauf hin, daß sein Besuch unter einem guten Vorzeichen stand. Seit ihrer letzten Begegnung schien ihm die Fürstin noch schöner geworden zu sein. Er war so gefesselt von ihrem Anblick, daß er bei dem überwältigenden Empfang fast vergessen hätte, sie nach burgundischem Zeremoniell untertänigst zu begrüßen. Doch mit einer Geste gab sie ihm zu verstehen, daß sie hier auf das steife Hofprotokoll keinen Wert legte. Er überbrachte die Grüße und einen Brief der Frau Mama, der verehrten Kurfürstin von Hannover, und war sich in diesem Augenblick wieder einmal bewußt, wie glücklich er sich schätzen durfte, das Vertrauen von Mutter und Tochter, zweier so mächtiger Fürstinnen, genießen zu dürfen.

Sophie Charlotte ließ es sich nicht nehmen, ihn persönlich durch das Schloß zu führen. Zwar fehlte noch die Treppe, weil man sich, wie sie amüsiert anmerkte, bislang nicht einigen konnte, ob es eine Pfeiler- oder Freitreppe sein sollte, aber sie freute sich, daß sie es durchgesetzt hatte, ihre Wohnräume nicht ins Obergeschoß, sondern entgegen dem Protokoll ins Erdgeschoß zu legen. Die Möglichkeit, jederzeit in den Park hinaustreten zu können, empfand sie als befreiend; ebenso den Anblick der Bäume, die sich in ihrem Schlafgemach spiegelten. Leibniz war beeindruckt – alles hell und lichtdurchflutet, nirgendwo düstere Renaissance, wie im Schloß in Berlin, nichts Schweres, nichts Strenges, selbst der Schreibrank bunt lackiert. Es war, als wehte ihn hier eine andere, eine farbige Luft an. Die Anordnung der Gemälde, die Pilaster und Putten, die Tapisserien, die Deckenbilder, die Porzellane und Fayencepyramiden – alles verriet den ganz eigenen Gestaltungssinn und mehr noch – die Durchsetzungskraft der jungen Fürstin.

Sophie Charlotte bat in ihr Audienzgemach, nahm im Lehnstuhl Platz und ließ Kaffee à la turque servieren. Leibniz blieb im gebührenden Abstand stehen, aber sie wies ihm den anderen Lehnstuhl an. Dabei wäre ein schlichter Hocker, ein Tabouret, schon das allerhöchste gewesen, und nun gar einen Lehnstuhl angeboten zu bekommen, wie er nur Personen gleichen Ranges gebührte – das übertraf alle Erwartungen. Überwältigt von soviel Distinktion nahm er

Platz. Mit der Kurfürstin auf gleicher Höhe sitzen zu dürfen schien ihm ein so außerordentlicher Gunstbeweis, daß er nicht recht wußte, ob sie ihn ehren wollte oder ob es nur Ausdruck eines neuen Stils war. Melampino, das Hündchen, sprang auf ihren Schoß.

»Ein munteres, liebezendes Geschöpf«, sagte er und sah, wie wohl ihr diese Bemerkung tat.

»Und da behaupten einige Gelehrte, ein Hund sei nichts anderes als eine lebende Maschine«, entgegnete sie. »Ein Wesen ohne Sinne, das den Gesetzen der Mechanik folgt! Ginge es nach diesen Doktoren, wäre Melampino nicht mehr als ein bellendes, schwanzwedelndes Uhrwerk. Ich vermute, die Herren haben über ihren vergilbten Papieren vergessen, was man guten Tieren alles beibringen kann. Mir jedenfalls ist noch kein Uhrwerk auf den Schoß gesprungen, und ich hatte auch nie das Gefühl, ich müßte Melampino morgens aufziehen lassen. Sie glauben gar nicht, wie gelehrig, ich möchte fast sagen, wie vernünftig er ist!«

Zwar vermied Leibniz einen direkten Widerspruch, denn er wollte gerade bei einer Antrittsvisite keinen Mißton aufkommen lassen, doch er konnte nicht umhin, dezent darauf hinzuweisen, daß die Liebe zu dem Tier sie zu einer falschen Schlußfolgerung verleitet. »Was Sie als gelehrig bezeichnen und worüber Sie sich zu Recht freuen, Madame, hat äußerlich durchaus eine Ähnlichkeit mit der Vernunft. Aber letztlich kommt das, was der Hund tut, nicht aus dem

Verstand, sondern beruht auf seiner Erinnerung an das, was ihm Behaglichkeit verschafft oder Schmerz bereitet hat. Das eine wird er wiederholen, das andere in der Regel unterlassen. Was er auch anstellen mag – er handelt nie aus Kenntnis der Ursachen, sondern aus seiner Erfahrung. Ich muß Sie daher enttäuschen: Melampino mag noch so gelehrig sein, Vernunft hat er nicht.«

»Dann wäre nur zu wünschen, daß alle Menschen, die Vernunft haben, ebenso schnell aus ihren Erfahrungen lernen wie er«, sagte sie. »Ich meine, die tabaksfrohen Herren drüben im Stadtschloß trinken, bis ihnen sterbensübel wird, aber kaum haben sie sich etwas erholt, sitzen sie schon wieder vor der Weinkanne. Bei ihnen scheint bereits die Erfahrung zu versagen, von der Vernunft ganz zu schweigen. Melampino, merk dir, was der Herr Hofrat gesagt hat: Im Gegensatz zu diesen Zechgesellen hast du keine Vernunft, aber du bist gescheiter. Trotzdem, lieber Leibniz, wenn Sie ihm schon keine Vernunft zugestehen – eine Seele werden Sie ihm doch wohl nicht absprechen!«

»Ich nicht«, entgegnete er, »aber Sie wissen ja, es gibt genügend Gelehrte, die es in Frage stellen. Der unsinnige Streit erhitzt noch immer die Gemüter.«

»Und wie man hört, sind es die Philosophen, die sich dabei so unrühmlich hervortun. Offenbar ist es bei ihnen mit der Vernunft auch nicht so weit her. Seien Sie froh, daß Sie ein Mathematiker sind!«

»Gott hat jedem Menschen Vernunft gegeben, aber er hat nicht verfügt, ob und wie er sie gebrauchen soll.«

»So wie ich Sie kenne, sind Sie doch bereits zu einem Ergebnis gekommen. Also treffe ich eines Tages Melampino im Himmel wieder oder nicht?«

Leibniz sah diese herausfordernde Wißbegier in ihren Augen und wurde für Momente von einer seltsamen Unruhe erfaßt. Ihre Art zu fragen war ungewohnt und faszinierte ihn. Wen interessierten schon derlei philosophische Materien, und wer wollte darüber eine Auskunft von ihm? Der Kurfürstin antworten zu dürfen ehrte ihn nicht nur – es war ihm ein Vergnügen. »Sehen Sie, Madame, alles ist in Bewegung und alles ist Umformung. Wir wissen heute, daß die Tiere und Pflanzen nicht aus Fäulnis und Chaos entstehen, sondern aus Umbildung jener, die vor ihnen gelebt haben. Der Keim des Neuen ist im Alten bereits angelegt, und dieses unzerstörbare, unvergängliche Prinzip der inneren Tätigkeit nenne ich Seele. Sie ist allem Lebendigen immanent. Beim Menschen allerdings kommt noch die Vernunft hinzu. Dadurch ist er in den Zustand versetzt, sich selber zu reflektieren, sich selbst zu empfinden, erhält moralische Qualitäten, Individualität, kurz gesagt: Persönlichkeit. Darum wird der menschlichen Seele Unsterblichkeit beigelegt. Setzen wir voraus, daß Seele und Persönlichkeit des Menschen zusammengehören, bleibt mit der Unsterblichkeit seiner Seele auch seine Persönlichkeit erhalten. Und das ist der Unterschied: Da den Tieren

Vernunft und damit Persönlichkeit fehlt, ist ihre Seele zwar unzerstörbar oder unvergänglich, wenn Sie so wollen, aber nicht unsterblich. Am Tage der Auferstehung werden Sie auf Ihren Melampino verzichten müssen.«

»Dann halte ich es lieber mit den Grönländern«, entgegnete sie. »Man sagt von ihnen, sie wollen nur dann in den Himmel kommen, wenn auch ihre Seehunde dort sind.«

Leibniz verneigte sich lächelnd und nutzte die kleine Gesprächspause, um sich endlich dem Kaffee zu widmen. Dieses Getränk war für ihn der Genuß an sich, und unwillkürlich kam ihm der Gedanke, für ihn müßte es im Himmel Kaffee mit einer gehörigen Portion Zucker geben.

»Aber mal im Ernst, lieber Leibniz, wo sind *wir* eigentlich, wenn es mit uns vorbei ist?«

»Nach dem Tod, Madame, sind wir wieder dort, wo die ungeborenen Kinder heute sind.« Mit Behagen führte er das Täbchen zum Munde, und Sophie Charlotte stellte zufrieden fest, daß der philosophische Hofrat sich nicht verändert hatte. Noch immer konnte er leicht und mühelos ein Gespräch beginnen. Sie mochte nun mal keine herumdrucksenden Gelehrten, die erst umständlich ihre Komplimente abarbeiteten und dann vor lauter Tiefsinn und Nachdenklichkeit nicht in der Lage waren, einen einfachen Vorgang auch einfach zu erklären. Bei ihnen hatte sie immer den Eindruck, daß die Last der ei-

genen Bedeutung ihre Gedanken zu sehr niederdrückte.

Kammerfräulein von Pöllnitz reichte ein Billett herein. Sophie Charlotte überflog die Zeilen. Ihr Sohn ließ sich entschuldigen. Ihm fehlte die Zeit, Herrn Hofrat Leibniz zu begrüßen, denn er mußte zur Reiterbeize. Sie ärgerte sich. Es war immer dasselbe mit ihm. Jagen statt lesen. Zwölf Jahre alt und nichts als Flinten im Kopf. Sie durfte gar nicht daran denken, wie das mit ihm noch einmal werden sollte. Aber sie war der Ermahnungen müde. Achtlos legte sie das Billett beiseite und fragte Leibniz, wie weit seine Akademiepläne gediehen waren. Selbstverständlich hatte er alles pünktlich und wunschgerecht ausgearbeitet, nicht nur die Struktur einer solchen Einrichtung beschrieben, sondern darüber hinaus auch gleich noch Regeln für die Wissenschaft entworfen. Mit alleruntertänigster Ergebenheit überreichte er ihr den Plan und verzichtete nicht darauf, das Wichtigste noch einmal zusammenfassend darzustellen. Sie sollte etwas von der Leidenschaft spüren, die er diesem Vorhaben gewidmet hatte. Denn darauf kam es schließlich an: Ihre Kurfürstliche Durchlaucht mußte begeistert werden.

Natürlich erschreckte er Sophie Charlotte nicht gleich mit den Kosten, sondern betonte erst einmal den weitreichenden Nutzen einer Institution, mit der gleichsam ein Kitt für die Sandkörner gefunden war und die Theorie und Praxis miteinander verband. Immerhin ging es hier nicht allein um Kunst



und Wissenschaft, sondern auch um die Verbesserung des Feldbaus, der Manufakturen, des Handels und der Gewerbe.

»Mit der Gründung der Societät geben wir dem neuen Jahrhundert einen glanzvollen Anfang und so sicher, wie die Summe aus eins, zwei, drei und vier zehn ergibt, so sicher wird ihr Erfolg sein«, sagte er. »Die Societät wird die Bildung befördern, ein Münz- und Antikenkabinett, ein chemisches Laboratorium und vor allem eine Sternwarte haben. Jährlich werden statistische Berichte über medizinische Angelegenheiten erarbeitet, auch Prämien für Entdeckungen vergeben und wissenschaftliche Reisen unterstützt. Wichtig ist, daß hier alle verstreuten menschlichen Kenntnisse gesammelt, geordnet und publiziert werden. Damit die Buchhändler die Gelehrten nicht zu ihren Lohnsklaven machen, braucht die Societät natürlich einen eigenen Verlag, der zudem für die Reinheit der Sprache zu sorgen hat.«

Sophie Charlotte unterbrach ihn. Angesichts dieser großartigen Aufgaben konnte sie sich nicht vorstellen, daß ihr Gemahl ein solches Projekt ablehnen würde. »Neuerdings hat sich mein Friedrich in den Kopf gesetzt, auch noch König zu werden«, sagte sie und fügte mit einem Anflug von Sarkasmus hinzu: »Wohl ein zusätzlicher Schmuck für seine Krone.«

Leibniz hatte schon davon gehört, doch jetzt war es aus berufenem Munde bestätigt. Allerdings verstand er ihren spöttischen Ton nicht.

»Er schwelgt schon jetzt in Pracht und Prunk, was will er denn noch!?!«

Behutsam versuchte er, ihr diesen leicht abfälligen Unterton auszureden. Leibniz sah den Königswunsch des Kurfürsten in einer größeren Dimension. »Was Ihrer Durchlaucht im Moment als ein Werk der Eitelkeit erscheint, kann sich vielleicht später einmal als Meisterwerk der Staatskunst erweisen. Neben Hannover eine zweite protestantische Macht im Norden Deutschlands zu haben, die sich nicht ständig vor dem König von Frankreich und dem Kaiser in Wien ducken muß, scheint mir mehr als wünschenswert zu sein. Ein protestantisches Königreich im Norden Deutschlands kann zum Segen gereichen.«

Sie sollte schon wissen, daß er nichts auf der Welt für sinnloser hielt, als Kriege wegen eines Glaubens zu führen. Die Folgen des letzten, der dreißig Jahre gedauert hatte, waren auch jetzt, nach zweiundfünfzig Jahren, noch überall zu spüren. Nein, ein Gleichgewicht zwischen Katholiken und Protestanten konnte einen erneuten Krieg vielleicht sogar verhindern.

Leibniz bot an, gleich nach Gründung der Societät ein wissenschaftliches Gutachten über die Frage erstellen zu lassen, was nach geltenden völkerrechtlichen Begriffen zum Königtum erforderlich sei. Besser, das war ihm sofort klar, konnte er sich dem Kurfürsten nicht empfehlen. Und nicht nur das. Es war mehr, viel mehr. Es wehte ihn plötzlich eine Ahnung an, und mit einemmal sah er tief in die Zukunft hinein. Es war wie

der Ausblick in ein entgegenkommendes Scheinen, der klar die Konturen eines großen Ereignisses umriß und ihm ein unverhofftes Glück verhieß: Er sah die einmalige Möglichkeit, Berater eines Königshauses zu werden.

Beim Abschied fragte ihn Sophie Charlotte, woran er derzeit arbeite. Diese unerwartete Anteilnahme empfand er geradezu als eine Huldigung der Macht an den Geist und sah sich in seinen heimlichen Hoffnungen bestätigt. Hymnisch gestimmt und mit einer tiefen Verneigung erwiderte er, daß er sich mit dem Gedanken trage, ein Traktat über die Sprache der Engel zu schreiben.

»Über die Engel? Wie soll ich mir das vorstellen?«  
»Als eine höhere Form der Mathematik, Madame.«

Noch immer schien es Sophie Charlotte nicht vergönnt zu sein, sich einmal in Ruhe den eigenen Gedanken zu widmen, geschweige denn auch nur ein Stündchen Muße zu haben. Sie lebte auf einer Baustelle und hatte allmählich das Gefühl, von einem ewigen Provisorium umgeben zu sein. Wo sie auch hinsah – Sandberge, Erdhaufen, Mauersteine, Balken, Walzen, Winden, Gerüste, Ziegel und Bretter. Zwischen Karren und Buden ein Gewimmel von Wasserträgern, Maurern und Zimmerleuten und den ganzen Tag nichts als Hämmern, Sägen und dieses ständige An- und Abfahren der Bauwagen mit dem

Geschrei und Geschimpfe der Kutscher. Ein Lärm, der kaum noch zu ertragen war. Sie sehnte den Tag herbei, an dem der östliche Seitenflügel des Schlosses endlich fertig war.

Gleichzeitig mußte sie sich um die Anlage des Gartens kümmern. Was jetzt versäumt wurde, ließ sich später nur noch mühsam nachholen. Sie wollte nicht den üblichen holländischen Schachbrettgarten, der ihr viel zu brav und langweilig erschien. Diese biederen Quadrate, vom Kanal begrenzt, mit Blumen und Statuen überfüllt, mit Buchs und bunter Erde ausgelegt – das hatte für sie Puppenstubencharakter. Sie wollte etwas Großzügiges, Weites, eine moderne französische Gartenanlage ähnlich der, die sie von Hannover her kannte und die ihrer Mutter mit dem Park von Herrenhausen gelungen war. Auf ihren Rat hin hatte Sophie Charlotte eigens Simon Godeau aus Frankreich kommen lassen, hatte mit ihm Entwurf für Entwurf besprochen, darüber mit ihrer Cousine, der Herzogin von Orleans, korrespondiert und von Le Nôtre den letztgültigen Plan begutachten lassen. Auf sein Urteil wollte sie nicht verzichten. Schließlich hatte kein anderer als er das irdische Paradies von Versailles geschaffen.

Noch keinen Tag hatte sie das Geld gereut, das sie für den Garten aufgewandt hatte, denn er schien von Woche zu Woche schöner zu werden. Die langgestreckten Rasenparterres, die Bosketts, der Karpfenteich, die vierreihige Lindenallee – alles war von Go-

deau aufs prächtigste gestaltet. Die 500 Taler, die sie ihm jährlich zahlte, stockte sie ihm indirekt noch durch die Zahl seiner Mitarbeiter auf, die er selber bestimmen durfte. Er sollte sich nicht unnötig mit praktischen Arbeiten aufhalten, sondern als Kunstgärtner und Gartenintendant sich ganz auf die Ausführungen seiner Ideen konzentrieren. Allmählich kam ihr die Anlage wie ein grünes Ornament vor, das ihr Schlößchen zu schmücken begann, ja es sogar heraushob, schöner und irgendwie auch größer machte. Glücklicherweise waren die Verhandlungen mit Gutsbesitzer von Wilmersdorf abgeschlossen, die angrenzende Wiese war ihm entschädigt und dem Park einverleibt worden, so daß Godeau jetzt den Küchengarten entwerfen konnte. Sie besprach mit ihm jedes Detail. Diesmal dauerte es besonders lange, denn sie erörterte mit ihm ihren Lieblingswunsch – die Pflanzung von Maulbeerbäumen. Er riet zum weißen Maulbeerbaum, dem *Morus alba*, der 30 Meter hoch wurde, eine schöne Krone bildete und dem Frost standhielt. Sie aber wollte noch den Baum der Klugheit, den schwarzen Maulbeerbaum, den *Morus nigra*, der zwar nicht zum Seidenbau taugte, dessen Beeren aber schon den alten Griechen schmeckten.

Godeau zeichnete in seinen Riß die Standorte ein, als ihr plötzlich die chère Pöllnitz meldete, daß zwei Reiter der Leibgarde des Gemahls mit dem Kissen heransprengten. Ach dieses Kissen! Schon wieder dieses Kissen! Carmoisinroter Samt mit Gold bordiert